

Was hat Qualität mit Arbeitsproduktivität zu tun?

Inwieweit, so wurde in einigen Mitgliederversammlungen zur Auswertung der 13. ZK-Tagung gefragt, haben eigentlich Qualitätsarbeit und Materialökonomie etwas mit der Steigerung der Arbeitsproduktivität zu tun?

Nun sind die Erfahrungen unseres Stahl- und Walzwerkes Brandenburg, die hier als Beispielsache angeführt werden, zwar nicht in allem repräsentativ für die gesamte Volkswirtschaft mit ihren sehr unterschiedlichen Industriezweigen. Aber was uns betrifft, so läßt sich deutlich zeigen, in welcher Wechselbeziehung diese Größen zueinander stehen — auch wenn das nicht immer sofort offen in Erscheinung tritt. Man lese nach, wie Marx die Steigerung der Arbeitsproduktivität

definiert: Sie besteht eben darin, so schreibt er im 3. Band des Kapitals, „daß der Anteil der lebendigen Arbeit vermindert, der der vergangenen Arbeit vermehrt wird, aber so, daß die Gesamtsumme der in der Ware steckenden Arbeit abnimmt...“.

Nun hat diese lebendige Arbeit eine produktivitätssteigernde Seite, die sofort offen auf der Hand liegt. Das ist die Einsparung von Fertigungszeit, die in allen Betrieben, auch bei uns, Ziel vieler persönlich-schöpferischer Pläne ist. Sie wird — und das ist bereits Einwirkung der vergegenständlichten Arbeit — in immer stärkerem Maße durch die Einführung neuer Technik, neuer Technologien und hochproduktiver Maschinen gefördert.

Qualität erhöht Wirkungsgrad lebendiger Arbeit

Wir machen aber in unserer täglichen Parteiarbeit immer wieder darauf aufmerksam, daß es durchaus auch Sache der lebendigen Arbeit ist, ob dabei gute Qualität produziert wird oder nicht. Das ist abhängig vom Willen und Können der Menschen, selbstverständlich auch von den materiellen Voraussetzungen, unter denen sie arbeiten. In unserem Werk gibt es dazu ein Programm der komplexen Qualitätssicherung. Es wirkt bereits dort, wo es um den Anteil der produktionsvorbereitenden Abteilungen, zum Beispiel Forschung und Ent-

wicklung, an hohen Güteigenschaften unserer Erzeugnisse geht. Es bezieht selbstverständlich die Bewegung „Meine Hand für mein Produkt“ mit ein, mit der wir auch unmittelbar in der Produktion beste Qualitätsarbeit sichern helfen. Und mit ihm wollen wir die finanziellen Verluste aus Qualitätsmängeln gegenüber 1974 um fünf Prozent senken. Das betrifft aber schon wieder den Wirkungsgrad der lebendigen tagtäglichen Arbeit in der Produktion, denn: Schlechte Qualitätsarbeit bringt unter dem Strich Abzüge von dem, was bereits geleistet wurde.

Das ist bei uns ebenso wie in der ganzen Volkswirtschaft.

Wenn zum Beispiel bei 23 000 Tonnen Walzstahl, die täglich in der DDR verbraucht werden, 3000 benutzt werden müssen, um Ausschuß zu beseitigen oder Produkte zu ersetzen, die überdurchschnittlichem Verschleiß unterliegen, dann fallen sie aus der Produktionsrechnung im volkswirtschaftlichen Rahmen wieder heraus. Dabei ist es gleichgültig, ob das die Produktion selbst verschuldet hat oder andere Umstände dazu führten. Auf jeden Fall ist es so, als sei die ursprüngliche Arbeit bei 3000 Tonnen Walzstahl gar nicht geleistet. Sie ist zum großen Teil vergeudet.

Deutlich wird der Zusammenhang zwischen Qualität, Materialökonomie und Arbeitsproduktivität auch dann, wenn man in Betracht zieht, daß in der Republik jährlich noch über 600 000 Menschen mit Instandhaltungsarbeiten beschäftigt sind. Zum großen Teil handelt es sich dabei natürlich um planmäßige, zum Teil vorbeugende Arbeiten. Berechnungen aber ergaben, daß gut 200 000 dieser Arbeiter für andere, produktive Arbeit eingesetzt werden könnten, wenn unsere Erzeugnisse eine höhere Zuverlässigkeit hätten.

Wenn also schlecht gearbeitet wurde, dann wurde nicht nur lebendige Arbeit unnütz verthan; dann betrifft das auch die im Material vergegenständlichte Arbeit — und beides schmälert die Produktivität. Was da an Effektivitätsreserven stecken, zeigt sich daran, daß in unserem Stahl- und Walzwerk 83 Prozent aller